

# „Nicht bloß barmherzige Mitschwester, [...] sondern [...] Theologin, weiblicher Pfarrer“<sup>1</sup> – Elsbeth Oberbeck (1871–1944): Leben und Wirken der ersten badischen Theologin<sup>2</sup>

*Sarah Banhardt*

Mit tiefem Dank und großem Respekt Hilde Bitz (1929–2017) gewidmet.

## 1. Einleitung

Wer heute Veranstaltungen an einer evangelisch theologischen Fakultät besucht, wird mit großer Wahrscheinlichkeit viele Frauen antreffen. Immer wieder heißt es, das Pfarramt „verweibliche“.<sup>3</sup> Was heute als Alltag an den theologischen Fakultäten und in unseren Kirchengemeinden betrachtet werden kann, war lange Zeit nicht nur außergewöhnlich, sondern gänzlich unmöglich. Bereits seit mehr als 100 Jahren können zwar Frauen in Deutschland Theologie studieren,<sup>4</sup> aber es ist nicht einmal 50 Jahre her, dass Männer und Frauen in unserer badischen Landeskirche gleichberechtigt als Pfarrerrinnen und Pfarrer arbeiten können.<sup>5</sup>

Und doch nahm vor 100 Jahren, im August 1917, die erste badische Theologin, Elsbeth Oberbeck, ihren Dienst in der Heidelberger Heiliggeistgemeinde auf.

---

<sup>1</sup> Brief Schlier an den Evangelischen Oberkirchenrat Karlsruhe (EOK) vom 27. April 1919 in LKA PA 485 (Elsbeth Oberbeck).

<sup>2</sup> Dieser Artikel wurde im Januar 2017 im Rahmen der Feierlichkeiten zum Reformationsjubiläum der Evangelischen Kirche Heidelberg bereits vorgetragen und ist die gekürzte Version einer Hauptseminararbeit, die ich bei Professor Dr. Johannes Ehmann, Universität Heidelberg, verfasst habe. Ich danke Herrn Professor Ehmann für seine Unterstützung. Mein besonderer Dank gilt auch Dr. Hans-Georg Ulrichs, der sowohl die Vorstellung meiner Arbeit ermöglicht, als auch mich zur Publikation ermutigt hat.

<sup>3</sup> Im Jahr 2008 waren 33% der aktiven Theologen und -innen im Dienst der EKD Frauen. Unter den Theologiestudierenden scheint der Frauenanteil weiter zu steigen. Christian Grethlein konstatiert eine „Feminisierung des Pfarrberufs“ (Christian Grethlein, *Praktische Theologie*, Berlin 2012, 473.)

<sup>4</sup> Im Jahr 1900 öffnete Baden als erstes Land in Deutschland seine beiden Landesuniversitäten Freiburg und Heidelberg für Frauen, die das nötige Reifezeugnis vorlegen konnten. Frauen konnten sich somit zum Wintersemester 1899/1900 nachträglich immatrikulieren lassen und ab dem Sommersemester 1900 regulär einschreiben. Vgl. Marco Birn, *Bildung und Gleichberechtigung. Die Anfänge des Frauensstudiums an der Universität Heidelberg (1869–1918)*, Heidelberg 2012, 35.

<sup>5</sup> Erst 1971 wurden alle Unterschiede mit dem denkwürdigen Satz *Pfarrer im Sinne der Grundordnung ist auch die Pfarrerin* aufgehoben; vgl. Verhandlungen der Landessynode der Evangelischen Landeskirche in Baden, Ordentliche Tagung vom April 1971 (11. Tagung der 1965 gewählten Landessynode), Karlsruhe 1971, 42.

Im Folgenden wird der Blick zunächst auf zwei grundlegende Voraussetzungen gerichtet – das Frauenstudium und die Berufschancen für Frauen innerhalb der evangelischen Kirche –, bevor Leben und Wirken Elsbeth Oberbecks dargestellt werden.

## 2. Frauenstudium

### 2.1 Feindliches Klima

Was gegenwärtig im universitären Kontext ganz gewöhnlich ist – das Miteinander von weiblichen und männlichen Studierenden –, war Anfang des 20. Jahrhunderts (nicht nur in der Theologie) völlig neu und keineswegs selbstverständlich und problemlos. Frauen konnten sich zwar immatrikulieren, doch das Klima an den Universitäten war rau. Vor allem die männlichen Kommilitonen taten sich schwer mit den Studentinnen und machten keinen Hehl daraus, dass sie „die Frau“ nicht für studierfähig hielten. Zahlreiche böse Karikaturen über Studentinnen, die zwar hübsch, aber nicht schlau seien, über hässliche alte Jungfern an der Universität oder über Frauen, die doch nur die Kommilitonen und Professoren zu verführen und einen Ehemann zu finden suchten, zeugen davon.<sup>6</sup>

Anschaulich wird das feindliche Klima gegenüber den Studentinnen auch in einer kurzen Notiz aus dem Satiremagazin „Kladderadatsch“ aus dem Jahr 1904: *Auf der Heidelberger Universität ist am 30. April die erste Studentin der Theologie immatrikuliert worden. Andere werden ihr folgen, und so ist denn Aussicht dazu vorhanden, dass den Gardinenpredigten der Zukunft eine wissenschaftliche Grundlage nicht fehlen wird.*<sup>7</sup>

Mir scheinen an dieser kurzen Notiz folgende Dinge bemerkenswert:

1. Die Immatrikulation einer Heidelberger Studentin – namentlich Adelheid Thönes<sup>8</sup> – an der theologischen Fakultät scheint derart außergewöhnlich, dass sie Erwähnung in einem deutschlandweit erscheinenden, gerade bei Akademikern und Studenten beliebten Magazin findet.
2. Von der ersten offiziellen Zulassung von Studentinnen in Heidelberg im Frühjahr 1900 dauert es noch 4 Jahre, bis sich eine Frau ordentlich in der Theologie einschreibt.<sup>9</sup>
3. Es wird deutlich, welche Erwartungen „die Männerwelt“ an weibliche Theologiestudierende hatte: Mehr als Gardinenpredigten waren ihrer Ansicht nach von einer

---

<sup>6</sup> Vgl. Birn, *Bildung und Gleichberechtigung* (wie Anm. 4), 47.

<sup>7</sup> *Kladderadatsch*: humoristisch-satirisches Wochenblatt, Berlin 57.1904, 74.

<sup>8</sup> Vgl. Birn, *Bildung und Gleichberechtigung* (wie Anm. 4), 56, 125.

<sup>9</sup> Im selben Jahr – 1904 – vergab die Theologische Fakultät Heidelberg auch erstmals in Deutschland die theologische Ehrendoktorwürde an Frauen. Sie kam den englischen Zwillingsschwestern Agnes Smith Lewis und Margaret Dunlop Gibson für den Fund und die Herausgabe syrischer Evangeliumshandschriften zu. (Vgl. Birn, *Bildung und Gleichberechtigung* [wie Anm. 4], 130f.).

„Theologin“ nicht zu erwarten. Das Ergreifen eines theologischen Berufes oder gar einer akademischen Berufslaufbahn scheint fern jeder Vorstellung.

## 2.2 Frauenstudium in Deutschland

Die deutschen Universitäten öffneten sich verhältnismäßig spät für Frauen.<sup>10</sup> Bereits im 18. Jahrhundert gab es zwar die ersten Frauen an deutschen Universitäten, doch galten sie als Ausnahmerecheinungen, wie beispielsweise Christiane Erxleben, die 1754 als erste Frau den Doktor der Medizin erlangte. Sie wandte sich in ihrer Schrift „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studieren abhalten“ vehement gegen die vielen Vorurteile gegenüber dem Frauenstudium.<sup>11</sup> Aber es bedurfte erst der Veränderungen des 19. Jahrhunderts, dass Bildung und Ausbildung von Frauen und Mädchen breit diskutiert wurden.

Die Industrialisierung bedingte einen gesellschaftlichen Wandel von der Produktions- zur Konsumgemeinschaft und bewirkte nicht nur die Auslagerung der Arbeit von der Familie zum Betrieb und den Wertverlust körperlicher Arbeit, sondern sie begrenzte auch das Betätigungsfeld von Frauen zunächst auf Haushalt und Familie. Gleichzeitig nahm der Anteil unverheirateter Frauen stetig zu. Gerade im Bürgertum stellte sich für viele Familien das Problem der Versorgung und der Wahrung des sozialen Standes ihrer unverheirateten Töchter. Bürgerliche Frauen konnten sich bis dahin als Erzieherin, Lehrerin oder Gouvernante im häuslich-familiären Umfeld betätigen. Bildung und die Möglichkeit, einen angemessenen Beruf zu ergreifen, schienen die Lösung. So forderte vor allem die Mittel- und Oberschicht nach der Revolution von 1848 gleiche Bildungschancen, damit auch Frauen der Zugang zu akademischen Berufen ermöglicht würde. Lebensunterhalt und sozialer Stand sollten somit auch ohne Ehemann gesichert sein. In der Frauenbewegung organisierten sich darum viele Frauen des Bürgertums und forderten gleiche Bildungschancen und neue Berufsperspektiven. Die 1849 von Louise Otto-Peters gegründete „Frauen-Zeitung“ war eines ihrer Sprachrohre. Im Laufe der Zeit gründeten sich immer mehr Frauenvereine, die die Zulassung von Frauen zu den Hochschulen forderten – besonders aktiv waren der 1865 gegründete Allgemeine Deutsche Frauenverein und der 1888 gegründete Frauenverein-Reform. 1869 und 1871 wurden erste kleine Erfolge sichtbar: Heidelberg und Leipzig ließen erstmals Hörerinnen zu – natürlich nur sofern der dozierende Professor bereit war, sie zu tolerieren.<sup>12</sup>

Der gemäßigte Flügel der Frauenbewegung machte dabei eines deutlich: Die Forderung nach dem Zugang zu Berufen entsprang nicht dem Wunsch nach Autonomie, sondern dem Bedarf der Gesellschaft<sup>13</sup> – vor allem nach Lehrern und Ärzten. Gemäß

---

<sup>10</sup> In vielen europäischen Nachbarstaaten war es Frauen bereits ab Mitte der 1860er Jahre möglich, die Universitäten zu besuchen.

<sup>11</sup> Vgl. Kristine von Soden, Zur Geschichte des Frauenstudiums, in: Kristine von Soden und Gaby Zipfel (Hgg.), 70 Jahre Frauenstudium. Frauen in der Wissenschaft, Köln 1979, 9f.

<sup>12</sup> Vgl. von Soden, Frauenstudium (wie Anm. 11), 10–12; Bim, Bildung und Gleichberechtigung (wie Anm. 4), 22.26; Dagmar Henze, Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland, in: Gerhard Besier u.a. (Hgg.), „Darum wagt es Schwestern...“. Frauenforschungsprojekt zur Geschichte der Theologinnen (Historisch-Theologische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert 7), Neukirchen-Vluyn 1994, 19–40.

<sup>13</sup> Diese Argumentationlinie nahmen später auch viele Theologinnen auf.

der „Politik der organisierten Mütterlichkeit“<sup>14</sup> galt diesen Berufen das vorrangige Interesse.

Voraussetzung aller universitären Bildung war jedoch ein Schulabschluss, der zur Zulassung zu einer Hochschule berechtigte. So war die Schulbildung die erste Hürde, die Frauen auf dem Weg zu einem Hochschulabschluss und dem Ergreifen eines akademischen Berufes überwinden mussten.

1889 gründete Helene Lange zu diesem Zweck in Berlin ihre Realkurse für Frauen. Der Lehrplan bot auch Naturwissenschaften und Latein an und bereitete somit auf das Abitur vor. Obwohl die Kurse von der männlichen Lehrerschaft verspottet wurden, wandelte Lange die Kurse 1893 in Gymnasialkurse um. Drei Jahre später, am 28. März 1896, legten die ersten sechs Absolventinnen am königlichen Luisengymnasium in Berlin das Abitur erfolgreich ab.<sup>15</sup>

Trotz mehrerer Anfragen und Diskussionen im Reichstag in den 1890er Jahren blieb das Frauenstudium aber Ländertema und eine einheitliche, deutschlandweite Regelung konnte nicht getroffen werden. 1900 ließ Baden als erstes Land Frauen „versuchs- und probeweise“<sup>16</sup> zur Immatrikulation zu. Erst 1908 war es Frauen in ganz Deutschland möglich, zu studieren.

Die Universitäten waren allerdings weder auf die Studentinnen vorbereitet – so gab es häufig keine separaten sanitären Anlagen für sie –, noch empfingen sie sie mit offenen Türen. Oft musste die Nutzung der universitären Einrichtungen, wie z. B. der Bibliotheken, extra beantragt werden. Frauen erhielten in der Regel kein akademisches Bürgerrecht und konnten sich somit nicht in legaler Weise zusammenschließen. Und vor allem waren sie dem Spott der männlichen Kommilitonen und Professoren ausgesetzt; in den Blättern der Burschenschaften wurden sie böse karikiert.<sup>17</sup>

Vor allem ab dem Ersten Weltkrieg aber ergriffen immer mehr Frauen ein Studium – am beliebtesten war Medizin. Dennoch war der Abschluss eines Studiums kein Garant für eine Stelle im gewünschten Beruf. In einigen Bereichen wurden Prozentklauseln eingeführt, die den Anteil von Frauen festlegten – so durften beispielsweise max. 5% der Ärzteschaft Frauen sein. In der Regel mussten Frauen zudem grundsätzlich besser qualifiziert sein als männliche Bewerber.<sup>18</sup>

Bereits kurz nach dem Ersten Weltkrieg wurden Frauen im Kontext der Inflation und der wachsenden Arbeitslosigkeit zunehmend diskriminiert. Obgleich die Weimarer Verfassung in Artikel 109 die Gleichberechtigung aller Bürger festlegte, mussten Frauen, deren Männer ebenfalls arbeiteten, im Zuge der Demobilmachungsverordnungen ihre Arbeitsplätze männlichen Kollegen überlassen. Diese Umstände wirkten sich auch auf die Zahlen der Studentinnen und Hochschulabsolventinnen negativ aus.<sup>19</sup> Obwohl Frauen ab 1918 die Habilitation und die Dozentur an Hochschulen offen stand, boten sich auch hier nur selten Karrierechancen. Viele Frauen schlossen ihr Studium mit einer Promotion ab, eine akademische Laufbahn im Universitätsbe-

---

<sup>14</sup> Henze, Anfänge des Frauenstudiums (wie Anm. 12), 26.

<sup>15</sup> Vgl. von Soden, Frauenstudium (wie Anm. 11), 12f.

<sup>16</sup> Ernst Theodor Nauck, Das Frauenstudium an der Universität Freiburg i. Br. (Beiträge zur Freiburger Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 3), Freiburg i. Br. 1953, 21; zitiert nach: von Soden, Frauenstudium (wie Anm. 11), 17.

<sup>17</sup> Vgl. Birn, Bildung und Gleichberechtigung (wie Anm. 4), 47.

<sup>18</sup> Vgl. von Soden, Frauenstudium (wie Anm. 11), 23.

<sup>19</sup> Vgl. ebd., 18.

trieb blieb aber die absolute Ausnahme.<sup>20</sup> Die Gesellschaft hatte zwar begonnen, sich für gleichberechtigte Bildungschancen und das Studium von Frauen zu öffnen, mit der zunehmenden wirtschaftlichen und politischen Instabilität der Weimarer Republik aber gewannen auch Frauenbilder, die man bereits für überkommen gehalten hatte, an Popularität und verdrängten Frauen aus akademischen Berufen.<sup>21</sup>

Generell war nur privilegierten Frauen, vor allem aus dem Bürgertum und aus Akademikerfamilien, ein Studium möglich. Noch mehr als drei Jahrzehnte nach der Öffnung der Universitäten für Frauen in Deutschland mussten sie sich immer wieder aufs Neue gegen das Monopol der Männer auf akademische Bildung und Berufe durchsetzen.<sup>22</sup>

### 2.3 Frauenstudium in Baden bzw. Heidelberg

In Baden – an den Universitäten Freiburg und Heidelberg – waren Frauen ab 1900 zum ordentlichen Studium zugelassen. Damit übernahm Baden in dieser Hinsicht, wie auch im Bereich der Schulbildung von Mädchen, eine Vorreiterrolle. Denn schon 1893 – im selben Jahr, in dem in Berlin die Realkurse für Frauen bei Helene Lange begannen – wurde in Karlsruhe das erste badische Mädchengymnasium eröffnet. Träger waren die Stadt Karlsruhe und der Verein Frauenbildungsreform. Aufgenommen wurden Mädchen ab 12 Jahren – also nach dem Ende ihrer Schulpflicht –, die bereits eine höhere Töchterschule besucht hatten. 1899 legten die ersten vier Schülerinnen das Abitur ab und wurden im Wintersemester 1899/1900 rückwirkend an den Universitäten Heidelberg und Freiburg immatrikuliert.<sup>23</sup>

Bereits 1869 waren an der Universität Heidelberg die ersten Frauen als Gasthörerinnen zugelassen worden – sofern der Dozent keinen Widerspruch erhob. Vor allem in den Naturwissenschaften wurde diese Möglichkeit wahrgenommen. Der Großteil der Gasthörerinnen kam aus Russland. Als sich 1873 jedoch Widerstand innerhalb der Universität gegen diese Öffnung erhob, waren es insgesamt nur acht Frauen, denen der Besuch der Veranstaltungen zugestanden worden war. Im August 1873 schließlich wurde Frauen der Besuch von Vorlesungen wieder gänzlich untersagt.<sup>24</sup>

Einen Aufschwung erhielt das Frauenstudium in Heidelberg ab 1891. An der neu gegründeten mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät fanden sich unter den Professoren viele Befürworter. Sie setzten sich gegen den Senat der Universität durch und ermöglichten in Kooperation mit dem Kultusministerium in Karlsruhe Frauen generell den Zugang als Hörerinnen zu den Veranstaltungen der Fakultät. Damit verbunden war allerdings, dass die Frauen weder Scheine noch einen Abschluss erwerben konnten. Ab 1894 jedoch ermöglichte die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät ihren Hörerinnen, das Studium mit einer den Männern gleichwertigen Promotion abzuschließen. Nach und nach folgten andere Fakultäten diesem Beispiel, 1899

---

<sup>20</sup> Vgl. ebd., 23ff.

<sup>21</sup> Vgl. ebd., 25.

<sup>22</sup> Vgl. ebd., 33f.

<sup>23</sup> Vgl. Birn, *Bildung und Gleichberechtigung* (wie Anm. 4), 18f., 20f.

<sup>24</sup> Vgl. ebd., 22f., 37.

schließlich auch die theologische Fakultät, die damals eine Gasthörerin zugelassen hatte.<sup>25</sup>

Als erste ordentliche Studentin Heidelbergs schrieb sich Georgine Sexauer am 28. April 1900 ein.<sup>26</sup> In ihrem Matrikeleintrag schrieb sie jedoch ihren Vornamen nicht aus, sondern notierte „*Georg. Sexauer*“<sup>27</sup> Warum sie sich so entschied, ist nicht bekannt, aber ein Blick auf die anderen Matrikeleinträge jenes Tages lässt Überlegungen zu. Zum einen war Georgine Sexauer die erste und einzige Frau, die sich an diesem Tag einschrieb. Zum anderen war sie mit ihren 38 Jahren fast doppelt so alt wie die meisten Männer, die sich mit ihr immatrikulierten. Es ist zu vermuten, dass die jungen Studenten der älteren Studentin kritisch, wenn nicht sogar offen feindlich gegenüber traten. Georgine Sexauer wollte sicherlich kein großes Aufheben um ihre Immatrikulation machen und hoffte womöglich durch die Abkürzung ihres – in dieser Hinsicht sehr praktischen – Namens in der Masse unterzugehen.

Bis 1904 schrieben sich nur wenige Studentinnen ordentlich ein. Die Zahl der Gasthörerinnen sank zunächst langsam aber stetig, denn auch nach der Öffnung der Universitäten für Frauen mit Abitur durften Frauen ohne Reifezeugniss mit besonderer Erlaubnis Veranstaltungen besuchen. In den nächsten zehn Jahren stieg die Anzahl von Studentinnen kontinuierlich. Während des Ersten Weltkriegs – zur Zeit, in der auch Elsbeth Oberbeck in Heidelberg studierte – stieg der prozentuale Anteil der Frauen stark an. Waren im Sommersemester 1914 bei der Immatrikulation bereits 10% der Studierenden Frauen, so waren es vier Jahre später schon 17,7%. Kriegsbedingt machten die Frauen in der Realität jedoch einen viel größeren Anteil aus, da die männlichen Kommilitonen an der Front waren. So muss für das Sommersemester 1916 von einem realen Frauenanteil bei den Veranstaltungen von 43,8%, für das Sommersemester 1918 sogar von 54,9% ausgegangen werden. Der Altersdurchschnitt der Studentinnen für die Jahre 1900–1920 lag bei 22,5 Jahren. Etwa 50% der Frauen schlossen ihr Studium mit einer Promotion ab.<sup>28</sup>

In der Theologie war der Frauenanteil deutlich geringer. Zwischen 1904 und 1918 schrieben sich 19 Studentinnen ein, 16 davon zeitgleich auch an der philosophischen Fakultät. Damit hatte Heidelberg einen Frauenanteil von 1% und lag damit deutlich über dem deutschlandweiten Schnitt von 0,4%.<sup>29</sup> Größtes Problem der Theologinnen waren allerdings die schlechten Berufsaussichten und vor allem das Problem des Abschlusses. Da die evangelischen Landeskirchen die Examina abnahmen und keine Frauen dazu zuließen – bis 1919 Fakultätsexamina aufgrund des Artikels 109 der Weimarer Verfassung eingeführt wurden –, blieb als einzige Option die Promotion. Carola Barth legte am 14. Dezember 1907 als erste Frau in Deutschland erfolgreich das Promotionskolloquium an der theologischen Fakultät in Jena ab. In Heidelberg promovierte Maria Heinsius am 17. Juli 1917 als erste Theologin.<sup>30</sup>

---

<sup>25</sup> Vgl. ebd., 40f.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., 20f.

<sup>27</sup> Matrikeleintrag von Georgine Sexauer, im Matrikelbuch der Universität Heidelberg abrufbar unter <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/matrikel1895/0210> (26. Januar 2017).

<sup>28</sup> Vgl. Birn, *Bildung und Gleichberechtigung* (wie Anm. 4), 13, 42, 62, .65f., 73–82.

<sup>29</sup> Vgl. ebd., 56, 125.

<sup>30</sup> Vgl. Henze, *Anfänge des Frauenstudiums* (wie Anm. 12), 33, 37.

### 3. Berufschancen für Frauen innerhalb der evangelischen Kirche – Diakonisse oder Gemeindegeliebte

Neben dem Frauenstudium und der Frage des Studienabschlusses waren vor allem die ersten weiblichen Berufsbilder innerhalb der evangelischen Kirche prägend für die weitere Entwicklung.

In der evangelischen Kirche hatte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Diakonissenamt als kirchlicher Frauenberuf entwickelt. Der Schwerpunkt der Arbeit war vor allem Kindererziehung und Krankenpflege. Ganz dem Ideal der sozialen Muttergesellschaft folgend, nahmen die Frauen in begrenzter Öffentlichkeit Aufgaben wahr, die innerhalb der Familie traditionell Frauen zugeschrieben wurden. Dennoch bot der Beruf jungen Frauen eine gesellschaftlich anerkannte und gesicherte Existenz außerhalb der Ehe. In der Tradition Amalie Sievekings lebten die Frauen selbstverwaltet und weitgehend unabhängig von Männern und der Kirche. Theodor Fliedners Struktur der Mutterhäuser war dagegen patriarchalisch strukturiert. Fliedner selbst nahm in der Gemeinschaft die Rolle des Hausvaters ein, seine Frau die der Mutter, die Diakonissen waren ihre Töchter.<sup>31</sup>

Ende des 19. Jahrhunderts entschlossen sich jedoch immer weniger junge Frauen, einer Diakonissengemeinschaft beizutreten. Vertreter der Inneren Mission beklagten, dass den Frauen die Bereitschaft fehle, selbstlos Gott zu dienen. Die Frauenbewegung hingegen war der Ansicht, dass es vor allem die hierarchisch-patriarchalische Struktur der Mutterhäuser sei, die die jungen Frauen ablehnten.<sup>32</sup> Da jedoch immer mehr ledige Frauen in Folge der Veränderungen, die mit der Industrialisierung einher gegangen waren, aus dem sozialen Netz der Familie fielen und zu verarmen drohten, galt es Lösungen zu finden.

Die Frauenbewegung setzte sich als ein Ziel, jungen Frauen eine eheunabhängige Existenz zu ermöglichen. Bildung und Berufsperspektiven waren deshalb zentrale Forderungen. Die Diskussionen in den großen Vereinen der Frauenbewegung – zu denken ist hier u. a. an den Allgemeinen Deutschen Frauenverein und den Frauenverein-Reform – wurden auch in kirchlichen Kreisen und unter evangelischen Frauen thematisiert. Das Diakonissenamt, bis dahin der einzige kirchliche Frauenberuf, geriet in die Kritik.<sup>33</sup>

In der Zeitschrift „Die christliche Welt“ nahmen Befürworter und Kritiker Stellung. Elisabeth Malo (1855–1930) sprach sich entschieden für eine Reform des Diakonissenberufes aus. Sie beklagte den geringen Verdienst und den Anspruch auf völlige Selbstlosigkeit und ständige Verfügbarkeit. Dem häufig vorgebrachten Argument, dass das Amt der Diakonisse besonders in der Nachfolge Jesu stünde, widersprach sie deutlich: Im Sinne des Priestertums aller Gläubigen folge jeder in seinem Beruf

---

<sup>31</sup> Vgl. Almut Witt, Zur Entwicklung kirchlicher Frauenberufe Ende des 19. Jahrhunderts, in: Gerhard Besier u.a. (Hrsg.), „Darum wagt es Schwestern...“. Frauenforschungsprojekt zur Geschichte der Theologinnen (Historisch-Theologische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert 7), Neukirchen-Vluyn 1994, 41–54, hier 42f.

<sup>32</sup> Vgl. ebd., 41.

<sup>33</sup> Vgl. ebd., 44.



So wurde beispielsweise in Freiburg am 1. Oktober 1918 die Evangelische Frauenberufsschule für kirchliche und soziale Arbeit, später die Evangelisch-soziale Frauenschule und Vorgängerin der heutigen Evangelischen Hochschule Freiburg, von Marie von Marschall gegründet. Frauen sollten durch die Ausbildung eigene berufliche Wege gehen können, aber auch in ihrer Arbeit mit Frauen, Mädchen und Kindern, durch Hilfe in der Verwaltung und durch Hausbesuche die Pfarrer entlasten.

Die Ausbildung ging über die von Diakonissen und Erzieherinnen hinaus. Somit standen die theologisch gebildeten Gemeindegewerkschaften in Konkurrenz zu den männlichen Pfarrern und den ersten weiblichen Theologinnen. Ihre Arbeit, die zwar im diakonischen Bereich angesiedelt war und in Unterordnung zum Pfarramt stand, ebnete den Weg für einen Theologinnenberuf, denn die Gemeindegewerkschaften erlangten durch ihren Dienst Akzeptanz in den Gemeinden. Da das Berufsbild aber an traditionellen Frauenbildern festhielt, blieb es für Theologinnen schwer, ihren Qualifikationen angemessene und gut bezahlte Stellen zu ergreifen.<sup>40</sup>

## 4. Elsbeth Oberbeck

Das Frauenstudium und das Vorhandensein weiblicher Berufsbilder innerhalb der Kirche waren zwei grundlegende Voraussetzungen dafür, dass sich der Lebensweg Elsbeth Oberbecks so entwickeln konnte, wie er es tat.

Elsbeth Oberbeck war die erste Frau, die ein Examen bei einer deutschen evangelischen Landeskirche ablegte – und dies in Baden. Sie war damit, so kann man sagen, die erste badische Theologin. Es ist leider nur wenig über sie bekannt. Fotos oder ein Nachlass existieren nicht. Ihre Personalakte im landeskirchlichen Archiv ermöglicht aber dennoch einige Einblicke in ihr Leben und Wirken.<sup>41</sup>

### 4.1 Biographie bis 1915<sup>42</sup>

Elsbeth Auguste Oberbeck wurde am 19. August 1871 in Breslau geboren. Ihr Vater Hermann Julius Albert Oberbeck arbeitete dort als Bauinspektor bei der Reichseisenbahn. Ihre Mutter Marie Alma war Tochter des geheimen Regierungsrates Schwedler und stammte aus Berlin. Neben Elsbeth hatten die Oberbecks eine weitere Tochter, über die Elsbeth Oberbeck selbst nichts weiter berichtet, als dass sie bereits vor dem Tod der Mutter im Jahre 1904 verheiratet war.<sup>43</sup>

Rund ein Jahr nach Elsbeth Oberbecks Geburt zog die Familie nach Berlin. Der Vater war im Reichsamt zur Verwaltung der Reichseisenbahnen als kaiserlicher geheimer Oberregierungsrat und vortragender Rat tätig. Bis 1881 ging Oberbeck auf

---

<sup>40</sup> Vgl. ebd., 53f., 59–61.

<sup>41</sup> Vgl. LKA PA 485 (wie Anm. 1).

<sup>42</sup> Die biographischen Angaben entstammen den Darstellungen Oberbecks in ihren Schreiben an den Prälaten Schmitthenner und den EOK in LKA PA 485.

<sup>43</sup> Vgl. Oberbeck an Prälat Schmitthenner vom 21. August 1915 in LKA PA 485.

die Privatschule von Emma Patge. Auf Anraten eines Arztes hin erhielt sie jedoch die folgenden Jahre Privatunterricht mit drei Altersgenossinnen. Anschließend widmete sie sich einer musisch-künstlerischen Ausbildung.

1887 wurde sie in der Dreifaltigkeitskirche in Berlin konfirmiert. Ihre Eltern hatten keinen engen Bezug zur Kirche. Im Lebenslauf, den sie mit der Bitte zur Zulassung zum zweiten Examen einreichte, schreibt sie, die Eltern seien gegen die *leisen pietistischen Neigungen* [ihrer] *Kindheit*<sup>44</sup> vorgegangen. Weiterhin berichtet sie davon, dass sie ab dem Konfirmandenunterricht Zweifel, innere Krämpfe und Zusammenbrüche geplagt hätten. Der Versuch, in philosophischen Schriften Trost zu finden, scheiterte. Den Weg zur Kirche und eine kirchliche Heimat habe sie aber erst Jahre später in Weimar gefunden.

1894 zog Oberbeck mit ihrer Mutter nach dem Tod des Vaters über kurze Zwischenstationen in Hannover, Berlin und Kassel – vermutlich bei Freunden und Verwandten – nach Weimar. Dort war sie – wie auch weiterhin in Kassel – in sozialen Einrichtungen und Vereinen ehrenamtlich tätig. Unter anderem kümmerte sie sich um die Buchführung des Jakobshäusel in Kassel und der Paulinenstiftung in Weimar.

Als die Mutter 1904 starb, war Oberbeck erstmals alleine und auf sich gestellt. Sie begann, ihre musisch-künstlerische Erfahrung beim Erteilen von Unterrichtsstunden in der Vortragskunst einzusetzen. Sicherlich auch durch ihr ehrenamtliches Engagement und die Verbindung zur Kirche wuchs der Wunsch, ihr Leben in den Dienst Gottes zu stellen. Da ihre Gesundheit, die ihr bereits beim Schulbesuch im Weg gestanden hatte, ihr nicht ermöglichte Diakonisse zu werden, fasste sie den Entschluss sich mit geistiger Arbeit einzubringen. Zudem sah sie, wie sehr es den Kirchen an Theologen mangelte. Sie wollte Theologie studieren und hoffte, in den Dienst der Kirche treten zu dürfen, um mit ihrem Einsatz deren Not zu lindern. So nahm sie Lateinstunden und begann mit 37 Jahren das Gymnasium zu besuchen.

Ob ihr dies in Weimar grundsätzlich nicht möglich war oder warum sie sich entschied nach Lahr zu ziehen, ist leider nicht zu klären. Da ihr allerdings aufgrund ihres hohen Alters in Baden die Zulassung zur Reifeprüfung nicht gewährt wurde, legte sie 1912 in Weilburg/Lahn das Abitur an einem humanistischen Gymnasium ab.<sup>45</sup>

Zum Wintersemester 1912/13 schrieb sie sich mit 41 Jahren in Jena für Theologie ein. Zu diesem Zeitpunkt war ihr Alter unter den Studentinnen verhältnismäßig hoch und ungewöhnlich. Frauen konnten bereits seit einigen Jahren studieren, so dass immer seltener ältere Frauen die Universität besuchten. Zum Sommersemester 1913 wechselte sie für zwei Semester nach Heidelberg, wo sie auch die Sprachprüfungen in Griechisch und Hebräisch an einem Gymnasium ablegte. Vom Sommersemester 1914 bis zum Sommersemester 1915 studierte sie weitere drei Semester in Jena. Zum Wintersemester immatrikulierte sie sich wieder in Heidelberg. Dort nahm sie unter anderem an Veranstaltungen von Hans von Schubert (1859–1931) und Ernst Troeltsch (1865–1923) teil.<sup>46</sup>

Im Sommer 1915 wandte sich Oberbeck erstmals mit der Bitte, zum Examen zugelassen zu werden, an Prälat Schmitthener (1858–1932). Auffällig ist, wie ausführlich sie ihre Studienentscheidung in den anschließenden Schreiben an den EOK darlegt.

---

<sup>44</sup> Oberbeck an den EOK vom 12. März 1917 in LKA PA 485.

<sup>45</sup> Vgl. ebd.

<sup>46</sup> Vgl. Oberbeck an den EOK vom 12. März 1917 in LKA PA 485.

Dies wurde von männlichen Kandidaten vermutlich nicht erwartet. Oberbeck war sich jedoch ihrer besonderen Position bewusst und versuchte sicherlich, möglichst viele Bedenken, die man ihr gegenüber vorbringen konnte, bereits in ihren Schreiben aus dem Weg zu räumen.

So machte sie deutlich, dass sie nicht einfach studieren und arbeiten wollte, sondern sich zum Dienst für Gott berufen fühlte. Da ihr aus gesundheitlichen Gründen die Arbeit als Diakonisse nicht möglich gewesen war, hatte sie sich für den nächstmöglichen und aus ihrer Sicht sinnvollen Weg entschieden und wollte in den Dienst der Kirche treten. Mit dem Verweis, dass sie bereits ernste Glaubenskrisen erlebt und überwunden hatte, zeigte sie, dass sie den Herausforderungen des Studiums und der Arbeit als Theologin gewachsen war.

#### 4.2 Ihr Weg zur Pfarrgehilfin

Bereits bevor Oberbeck sich schriftlich an Prälat Schmitthenner wandte, hatte sie Mitte August 1915 vergeblich versucht, ihn in Karlsruhe zu besuchen. Von ihrem Professor Hans von Schubert, der sich für sie eingesetzt hatte, hatte sie jedoch bereits erfahren, dass [... der] *hochverehrte [...] Herr Prälat, dem Wunsche der deutschen Frau, an religiös-sozialer Arbeit nach theologischer Vorbereitung berufsmäßig teilzunehmen, freundlich gegenüberstehe.*<sup>47</sup> Ihrer Freude über diesen Umstand verlieh sie deutlich Ausdruck und dankte Schmitthenner herzlich. Denn auch wenn ihr bewusst war, dass dieser Umstand nicht bedeutete, dass alle zu bewältigenden Hindernisse bereits hinter ihr lägen, so war sie doch froh, im Prälaten eine bedeutende Persönlichkeit gefunden zu haben, dessen Billigung sie ermutigte.

In ihrem Schreiben stellte sich Oberbeck vor und schilderte ihr Anliegen. Dabei bat sie zwar einerseits demütig um einen Termin, um sich Schmitthenner persönlich vorstellen zu dürfen, gleichzeitig machte sie aber auch deutlich, dass sie nach der ersten Absage aus Weimar-Eisenach bereit war, im Notfall in Basel oder Zürich das Fakultätsexamen abzulegen. Denn *das Leben zu einem rechten Gottesdienst zu gestalten, war der [...] Grundgedanke für meinen Entschluss.*<sup>48</sup>

Ende August fand das gewünschte Gespräch in Karlsruhe statt. Kurz darauf wurde Oberbeck mitgeteilt, dass sie an den im Frühjahr 1916 stattfindenden Prüfungen teilnehmen dürfe. Ihre Erleichterung und Freude darüber hielt sie nicht zurück und schrieb Schmitthenner:

*Was für ein herrlicher Sonntagsgruß! Von Gottes Gnade sprach er zu mir, von hilfsbereiten, weitherzigen Menschen, und von Ihrer persönlichen Herzensfreundlichkeit, die umso mehr wohltat, je unmittelbarer sie zum Ausdruck kam! Eine tiefe Dankbarkeit hat ihr lieber Brief in mir erneuert und den lebhaften Wunsch, dass der Badische Oberkirchenrat seinen Entschluss nie zu bereuen haben möge, sondern ihn je länger je mehr als – menschlich gesprochen – ‚richtig‘, d. h. in der Sprache des Herzens als ‚gottgewollt‘ erkennen könne! Ich fühle, dass eine große Verantwortung auf mir ruht, sowohl denen gegenüber, denen ich voranzugehen habe auf einem neuen*

<sup>47</sup> Oberbeck an Schmitthenner vom 21. August 1915 in LKA PA 485.

<sup>48</sup> Ebd.

*Wege, als auch allen denen gegenüber, die mir mit beglückendem Vertrauen den Weg zu bahnen sich bemühen.*<sup>49</sup>

Oberbeck war sicherlich bewusst, dass dies nicht nur für sie, sondern für alle deutschen Theologinnen ein bedeutender Schritt war. Auch wenn ihre Zulassung vom EOK als Einzelfallentscheidung und nicht als Präzedenzfall dargestellt wurde, so war damit den Theologinnen in Deutschland die Tür zum kirchlichen Dienst geöffnet worden. Ihr erstes Examen legte Oberbeck im Frühjahr 1916 mit der Gesamtnote „ziemlich gut bis gut“ ab.

Ein in Oberbecks Personalakte abgehefteter Zeitungsausschnitt aus dem Frühjahr 1916 zeigt, dass dieser bedeutende Schritt positiv und auch über Baden hinaus wahrgenommen wurde:

*Eine Theologie-Kandidatin. An dem dieser Tage abgehaltenen ersten theologischen Examen hat zum erstenmal in der evangelischen Landeskirche Badens, und wohl auch überhaupt in Deutschland, eine Theologie-Studentin, Frl. Overbeck, teilgenommen und wohl bestanden. Wenn damit zwar, wie man in der „Frkf. Ztg.“ schreibt, auch nach Lage der bestehenden Verfassung kein Recht auf Verwendung im badischen Kirchendienst, besonders auf Erlangung eines Pfarramtes verbunden ist, so hat die Zulassung einer Theologie-Studierenden zur Prüfung [...] doch ihre bemerkenswerte grundsätzliche Bedeutung.*<sup>50</sup>

Mit Elsbeth Oberbeck hatte erstmals eine deutsche evangelische Landeskirche eine Frau zu den Prüfungen zugelassen. Der evangelische Oberkirchenrat in Karlsruhe machte deutlich, dass es sich dabei um eine Ausnahme handelte. In den folgenden Jahren wurden aber auch weitere Frauen examiniert, selbstverständlich wurde dies indes erst Jahre später. Jeder Antrag wurde einzeln beraten und entschieden. Mit Margarete (Grete) Gillet legte 1919, drei Jahre nach Oberbeck, erst die zweite Theologin ihr Examen in Baden ab.

Nach dem 1. Examen besuchte Oberbeck das an der Universität Heidelberg angegliederte Praktisch-Theologische Seminar und trat im Frühjahr 1917 zur zweiten theologischen Dienstprüfung in Karlsruhe an.

Bis dahin hatte es keine besonderen Regelungen für sie gegeben. Ein Bestandteil des zweiten Examins war jedoch die Prüfungspredigt. Hieran lässt sich erkennen, wie ambivalent das Verhältnis der Kirche zu den ersten Theologinnen war. Denn einerseits bereitete Oberbeck ihre Examenspredigt zu 2 Tim 2,11–13 vor, reichte diese schriftlich bei der Prüfungskommission ein und wurde dafür bewertet. Halten durfte sie die Predigt *zu ihrem Schmerze*<sup>51</sup> aber nicht. Stattdessen hielt sie im Prüfungsraum eine kurze Ansprache, wie sie etwa in einer Bibelstunde hätte verwendet werden können. Dies schien den Prüfern für eine Frau angemessen.

Nach dem Examen erhielt Oberbeck gleich drei Stellenangebote. Schmitthenner, der dem Landesverein für Innere Mission vorsah und Oberbeck persönlich sehr schätzte, bemühte sich darum, sie für den Landesverein zu gewinnen.<sup>52</sup> Aus Konstanz

<sup>49</sup> Oberbeck an Schmitthenner vom 6. September 1915 in LKA PA 485.

<sup>50</sup> Vgl. abgehefteter Zeitungsausschnitt in LKA PA 485.

<sup>51</sup> Schmitthenner an Paul Wurster vom 6. Januar 1918 in LKA GA 5906.

<sup>52</sup> So schrieb Schmitthenner an Wurster: *Anfangs wollte ich sie in den Dienst unseres Landesvereins für Innere Mission nehmen, sie zog dann aber mit meinem vollen Einverständnis vor, eins der verschiedenen Angebote aus Kirchengemeinden anzunehmen. [...] Unser Landesherr und Landesbischof stand anfangs der Sache nicht wohlwollend gegenüber. Es wäre vielleicht nicht zur Examenszulassung ge-*

und Heidelberg meldeten sich zwei Kirchengemeinden, die sie in ihren Dienst nehmen wollten.

Bereits im Mai 1917 bat der Heidelberger Dekan Otto Schlier die Landeskirche darum, Oberbeck eine Anstellung aus landeskirchlichen Mitteln zu schaffen, um sie der Kirche nicht verloren gehen zu lassen.<sup>53</sup> Als dies abgelehnt wurde, entschied sich die Heidelberger Heiliggeistgemeinde, selbst eine Stelle zu finanzieren. Zum 1. August 1917 begann Oberbeck ihren Dienst in Heidelberg.

#### 4.3 Ihr Dienst als Pfarrgehilfin

Als Pfarrgehilfin war Oberbeck Dekan Otto Schlier unterstellt und erhielt wohl rund 2000 RM als Gehalt, was dem eines Stadtvikars entsprach.<sup>54</sup> Ihr Dienst umfasste Religionsunterricht, Seelsorge für Frauen in Kliniken, Gefängnissen und anderen Anstalten, aber auch Bibelstunden, Besuche und Andachten. Gottesdienste durfte sie nicht halten und auch die Spendung der Sakramente war ihr zunächst nicht erlaubt.

Der Oberkirchenrat beharrte auf der Bezeichnung „Gemeindehelferin“. Schlier setzte sich jedoch auch an dieser Stelle für Oberbeck ein. Für ihn war sie *Theologin, weiblicher Pfarrer*.<sup>55</sup> Deshalb forderte und verwendete er kontinuierlich den Titel „Pfarrgehilfin“, weil [...] *damit ihre Stellung u. ihre Tätigkeit als eine der des Pfarrers ebenbürtigen, über der der untheologischen und akademisch nicht vorgebildeten Gemeindehelferinnen stehende, bezeichnet*<sup>56</sup> sei. Als solche schätzte Schlier Oberbeck so sehr, dass er sich wiederholt – wenn auch vergebens – darum bemühte, vom EOK die Erlaubnis zu erhalten, sie auch zu den Sitzungen des Kirchengemeinderates zuzulassen.

Beharrlich forderte er auch die Ordination Oberbecks. Bereits bei ihrer Anstellung wollte die Gemeinde Oberbeck offiziell einführen oder gar ordinieren.<sup>57</sup> Immer wieder ersuchte Schlier den EOK um die Ordination Oberbecks – jedoch ohne Erfolg. Er konnte aber erwirken, dass Oberbeck im Rahmen ihrer seelsorgerlichen Arbeit in den Kliniken und Anstalten die Sakramente spenden durfte.<sup>58</sup> Zwar freute sich Schlier über diesen Schritt, machte aber zugleich unmissverständlich klar, wie absurd er die Erlaubnis zur Sakramentsspendung und die zeitgleiche Verweigerung der Ordination empfand.<sup>59</sup>

Nach ihrem 65. Geburtstag schied Elsbeth Oberbeck zum 1. Oktober 1936 nach 19 Jahren aus dem Dienst. Obwohl 1923 mit Grete Gillet erstmals eine Theologin

---

*kommen [...] Soweit wir unterrichtet sind, arbeitet Frl. Oberbeck in H[eidelberg] trefflich. Man wollte dort eine großartige Einführung in das Gemeindeamt mit einer Art Ordination vornehmen, wir haben zur Zurückhaltung und Einfachheit gemahnt. (Schmitthenner an Wurster vom 6. Januar 1918, Anm. 51).*

<sup>53</sup> Vgl. Schlier an Schmitthenner vom 22. Mai 1917 in LKA PA 485.

<sup>54</sup> Vgl. Paul Wurster, Die Verwendung von akademisch gebildeten Theologinnen im kirchlichen Gemeindedienst, 165, in: Paul Wurster und Jakob Schoell (Hgg.), Monatschrift für Pastoraltheologie zur Vertiefung des gesamten pfarramtlichen Wirkens, XIV. Jahrgang (10.1917–09.1918), 163–170.

<sup>55</sup> Schlier an den EOK vom 27. April 1917 in LKA PA 485.

<sup>56</sup> Schlier an den EOK vom 19. Oktober 1920 in LKA PA 485.

<sup>57</sup> Vgl. Schlier an den EOK vom 2. August 1917 in LKA PA 485; s. auch Anm. 52.

<sup>58</sup> Vgl. Schmitthenner an den Evang. Kirchengemeinderat Heidelberg vom 5. Mai 1919 in PA 485.

<sup>59</sup> Vgl. Schlier an den EOK vom 21. Mai 1919 in LKA PA 485.

eine landeskirchliche Anstellung erhielt, forderte Elsbeth Oberbeck dies nie für sich ein. Sie hielt sich an die Verzichtserklärung bei ihrem 1. Examen, keine Ansprüche auf eine *spätere Anstellung im pfarramtlichen Dienste der badischen Landeskirche*<sup>60</sup> zu erheben.

#### 4.4 Die Wahrnehmung ihres Dienstes

Der Dienstantritt Elsbeth Oberbecks wurde von der Öffentlichkeit mit positivem Interesse verfolgt. So meldete die Badische Landeszeitung in Berufung auf die Heidelberger Zeitung, dass Heidelberg *den ersten weiblichen Geistlichen in Baden besitzen*<sup>61</sup> werde. In mehreren Artikeln über die Frage nach dem Einsatz von Frauen in der Kirche, wurde über Oberbecks Arbeit berichtet.<sup>62</sup>

Oberbeck selbst äußerte sich in einem kurzen Beitrag in der „Christlichen Welt“ zu ihren Erfahrungen.<sup>63</sup> Zum einen berichtet sie von ihren Aufgaben – Unterricht, Seelsorge, Andachten und Bibelstunden –, die sie zwar zeitlich sehr in Anspruch zu nehmen scheinen, aber ebenso erfüllend sind. Zum anderen nutzt sie die Gelegenheit, Frauen zum Theologiestudium zu ermutigen. Dabei verheimlicht sie nicht, dass Studium und Beruf herausfordernd sind und wirtschaftlich keine Sicherheit bringen. Sie erkennt an, dass das Berufsziel (derzeit) nicht das Pfarramt sein kann, benennt aber den Beruf der Pfarrgehilfin, die im Gegensatz zur Gemeindeförderin akademisch theologisch ausgebildet ist, als nützliche und wertvolle Ergänzung zum Pfarramt. Überzeugt ruft sie den Leserinnen zu: *Frauenarbeit! Nach dir wird gerufen! Wir haben ja kein Priestertum, das herrscht über die Menschen und darum nur Männeramt sein könnte, sondern wir haben ein Pfarramt, das dient, und das Recht zu dienen hat noch keine Zeit den Frauen versagt. [...] Darum wagt es, Schwestern, den beschwerlichen, aber beseligenden Weg des theologischen Studiums zu beschreiten!*<sup>64</sup>

Neben Oberbecks eigenen Zeugnissen gibt vor allem ein Artikel des Tübinger Theologieprofessors Paul Wurster (1860–1923) Aufschluss über die Wahrnehmung des Dienstes von Elsbeth Oberbeck – in der eigenen Gemeinde und darüber hinaus.<sup>65</sup> Wurster war ein Freund Schmitthenners und hatte mit diesem bereits über die Zulassung Oberbecks zu den Examina korrespondiert.<sup>66</sup> Kurz nach ihrem Dienstantritt in Heidelberg berichtet er in der Monatsschrift für Pastoraltheologie über Oberbeck und fragt nach der Verwendung von akademisch gebildeten Theologinnen im kirchlichen Gemeindedienst.

Entscheidend sind für ihn dabei zwei Fragen: Werden akademisch gebildete Theologinnen gebraucht und sollen sie von den Landeskirchen angestellt werden?

<sup>60</sup> Oberbeck an den EOK vom 14. März 1916 in LKA PA 485.

<sup>61</sup> Abschrift aus der Badischen Landeszeitung vom 1. August 1917 in LKA PA 485.

<sup>62</sup> So z. B. im Gemeindeblatt der evangelischen Gemeinde Freiburg i.B. im Juni und Juli 1918 unter dem Titel „Die Theologin im evangelischen Gemeindedienst“ – abgeheftet in LKA PA 485.

<sup>63</sup> Vgl. Elsbeth Oberbeck, Vom Theologie-Studium der Frauen. 2. Aus Baden, in: Die Christliche Welt. Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände, 32. Jahrgang (1918), Sp. 298–300.

<sup>64</sup> Oberbeck, Vom Theologie-Studium der Frauen (wie Anm. 63), Sp. 299. Der kurze, prägnante Aufruf „*Darum wagt es, Schwestern* [...] wurde sogar zum Titel der Veröffentlichung des Frauenforschungsprojekts zur Geschichte der Theologinnen, Göttingen (vgl. Anm. 12, 31, 36).

<sup>65</sup> Vgl. Wurster, Verwendung von Theologinnen (wie Anm. 54).

<sup>66</sup> Vgl. Anm. 52.

Die erste Frage beantwortet Wurster eindeutig mit Ja. Am Beispiel Oberbecks wird für Wurster deutlich, dass eine studierte Theologin in einem Amt *sui generis* ein Gewinn für die Kirche ist und entscheidend dabei helfen kann, die anstehenden Aufgaben der Kirche zu bewältigen. Ihren Ort sieht er vor allem in Seelsorge und Religionsunterricht – hier könnten die Theologinnen als Pfarrgehilfinnen Pfarrer entlasten. Deutlich macht Wurster, dass er eine akademische theologische Ausbildung – gerade für die Seelsorge – für unabdingbar hält. Eine Ordination von Frauen hält er nicht für nötig, allerdings die Erlaubnis, im Rahmen der Seelsorge Sakramente spenden zu dürfen.<sup>67</sup>

Die Frage nach landeskirchlicher Anstellung verneint Wurster zunächst. Da der Bedarf an Pfarrgehilfinnen bald zunehmen werde, ist eine schnelle Anstellung notwendig. Diese erwartet er aber von den kirchlichen Behörden nicht. Er ermutigt die Gemeinden, das Problem selbst zu lösen und die Pfarrgehilfinnen direkt anzustellen.<sup>68</sup>

Neben diesen theoretischen Überlegungen gewährt Wursters Beitrag auch Einblick in die Wahrnehmung Oberbecks durch ihre Gemeindeglieder. Er schreibt, Oberbeck habe sich das Vertrauen der Gemeinde in kurzer Zeit erworben und werde von den Gemeindegliedern *besonders gern als Frl. Pfarrerin* bezeichnet und angesprochen.<sup>69</sup>

#### 4.5 Ihre letzten Lebensjahre

Ihren Ruhestand verbrachte Elsbeth Oberbeck in Heidelberg. Da sie nur bei der Gemeinde angestellt gewesen war, erhielt sie lediglich eine geringe Rente. Zudem hatte sie mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen, die sie nach eigener Schilderung bereits seit der Kindheit eingeschränkt hatten. Ihre kleine Pension deckte die anfallenden Kosten nicht. Ihr ehemaliger Professor Georg Beer (1865–1946), der in Neckargemünd lebte und offenbar noch Kontakt zu seiner früheren Studentin hatte, machte sich zu ihrem Fürsprecher und ersuchte die Finanzabteilung des EOK erfolgreich um finanzielle Unterstützung und eine Erhöhung der Rente Oberbecks. Deutlich wird in seinen Briefen die hohe Wertschätzung, die er für Oberbeck und ihre Arbeit empfand. Seine Bitte an die Finanzabteilung begründete er mit Verweis auf die Leistungen Oberbecks: *Sie war 20 Jahre (1917–1937) im Pfarrdienst tätig. Sie war die erste Theologin im Ev. Pfarrdienst.*<sup>70</sup>

Am 25. Oktober 1944 verstarb Elsbeth Oberbeck in Heidelberg.

---

<sup>67</sup> Vgl. Wurster, Verwendung von Theologinnen (wie Anm. 54), 164, 166–168.

<sup>68</sup> Vgl. ebd., 169f.

<sup>69</sup> Ebd. 165. Pierre Aerne wies mich darauf hin, wie außergewöhnlich diese Bezeichnung der Gemeinde seiner Ansicht nach ist – in der Schweiz war um 1920 die Bezeichnung „Fräulein Pfarrer“ oder nur „Pfarrerin“ verbreitet.

<sup>70</sup> Beer an die Finanzabteilung beim EOK vom 31. Oktober 1939 in LKA PA 485.

## 5. Abschließende Betrachtungen

Elsbeth Oberbecks Leben und Wirken 100 Jahre nach ihrem Dienstbeginn in Heidelberg, im Jahr des Reformationsjubiläums, in Erinnerung zu rufen, lässt nicht nur diesen individuellen Lebensweg betrachten, sondern öffnet den Blick auch für den großen Bogen der Entwicklung der sog. Theologinnenfrage in der badischen Landeskirche. Im Jahr 1871 geboren, erlebte Elsbeth Oberbeck selbst, welche Möglichkeiten sich Frauen am Anfang des 20. Jahrhunderts endlich eröffneten. Ab 1900 konnten sie nun auch in Deutschland, zuerst in Baden, regulär studieren. Als Theologin war für Elsbeth Oberbeck sicher der bedeutendste Schritt, 1916 und 1917 erstmals als Frau bei einer deutschen evangelischen Landeskirche die theologischen Examina ablegen zu können. Der Dienstbeginn in der Heidelberger Heiliggeistgemeinde und ihr dortiges Wirken war der nächste Meilenstein, den sie erreichte. Den Quellen ist zu entnehmen, dass sie ihren Dienst gern tat und als erfüllend erlebte.

Elsbeth Oberbeck engagierte sich, soweit es bekannt ist, nicht mit den ihr nachfolgenden Theologinnen – zu denken ist hier insbesondere an Doris Faulhaber – im Kampf um das gleichberechtigte Pfarramt für Frauen.<sup>71</sup> Aber sie hat sicher die weiteren Entwicklungen mitverfolgt – auch nach dem Eintritt in den Ruhestand 1936. Zu erwähnen sind hier besonders die landeskirchliche Anstellung Grete Gillets 1923, die Bitte der Vikarinnen an die Landessynode ihre Anstellungsverhältnisse betreffend von 1930,<sup>72</sup> und die Einsegnung der ersten neun Vikarinnen im Januar 1944.<sup>73</sup>

Zwar erlebte Elsbeth Oberbeck die Entwicklung in den 1950er und 1960er Jahren selbst nicht mehr, aber es ist doch ein schöner Zufall, dass zu ihrem 100. Geburtstag – im Jahr 1971 – mit nur einem Satz alle Unterschiede zwischen Männern und Frauen im Pfarramt (zumindest in der evangelischen Landeskirche in Baden) aufgehoben wurden: *Pfarrer im Sinne der Grundordnung ist auch die Pfarrerin*.<sup>74</sup>

---

<sup>71</sup> Die Quellenlage lässt nicht darauf schließen, dass sich Oberbeck weiter engagierte. Es ist anzunehmen, dass sie sich an ihre Verpflichtung bei Dienstbeginn gebunden fühlte, keine weiteren Ansprüche zu erheben (vgl. Anm. 60). Auffällig ist zudem, dass Doris Faulhaber (1907–1991) Elsbeth Oberbeck nicht persönlich kannte (vgl. Doris Faulhaber, *Die Pfarrerin in der evangelischen Landeskirche in Baden*, in: Gerhard Wunderer (Hg.), 1892–1992. Die ersten hundert Jahre. Festschrift zum 100jährigen Jubiläum des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e. V., Karlsruhe 1992, 69–75, hier: 70).

<sup>72</sup> Zu finden in LKA GA 5906 (wie Anm. 50). Oberbeck hat diese Bitte nicht unterzeichnet.

<sup>73</sup> Vgl. Faulhaber, *Die Pfarrerin in der evangelischen Landeskirche in Baden* (wie Anm. 71), 69.

<sup>74</sup> Verhandlungen (wie Anm. 5).